





Die

Lösung und Erklärung

„Sehn," erklärte die junge Frau ihrem Gatten, „ich muß restlos sagen, von allen Geräten unseres Gemeinschaftslebens bleibt du sich am idyllischsten."

„Louise". Ja, Ballast muß man haben, sonst is das nix!"

Lorenz ist lange Schiffskapitän und ein ganz feiner Herr geworden. Wenn wir uns gelegentlich begegnen, sprechen wir von der „Luise" und von dem Ballast, den sie nicht hatte. — Von Peter weiß ich nichts. Lorenz sagt: „Der hat auch keinen Ballast!"

—⊙—

Blutrache

Skizze von Theo Pöppelmann.

Feth Ali, ein Perser von der Piratenküste, galt als der ausdauerndste Taucher auf den Bahrein-Inseln im Persischen Golf. Sehnig, schlank gebaut, mit feurigen, dunklen Augen.

Während die meisten einheimischen Perlfischerboote eine Besatzung von sechs bis zehn Mann aufwiesen, hatte Feth Ali nur einen Begleiter bei sich, einen Hadesi-Beduinen namens Ibn Haukal.

Erst seit einigen Wochen an der Küste, gingen die beiden still und ruhig ihrer Beschäftigung nach. Nur selten mischten sie sich unter die Insulaner. Niemanden zeigten sie ihre Ausbeute. Keinem Händler boten sie ihre Perlen an. Und doch waren sie häufig in Manama, der Hauptstadt der Insel Bahrein, zu sehen, wo sie durch die Gassen und Basare schlichen und besonders sich an Orten aufhielten, wo die Taucher der großen europäischen Fangboote den indischen Großkaufleuten, den Banianen, ihre Perlen von gelbem Wasser zum Kauf anboten, die von Arabern und Indern sehr geschätzt sind (weiße Perlen, die auf den europäischen Märkten höher bewertet wurden, behielten die Fischer für sich).

Eines Tages betrat ein Mann von herkulischem Körperbau den Basar. Der eigentümliche Gang verriet den Seemann. Prahlerisch holte er eine Hand voll loser Perlen aus der Tasche, die er grinsend einem Händler vorhielt. Er schien angetrunken zu sein. Der brutale Gesichtsausdruck wurde noch verstärkt durch eine feuerrote Narbe, die quer über beide Backen lief.

Das Angebot des Kaufmanns mußte jedoch nicht seinen Erwartungen entsprochen haben, denn er entriß dem Banianen unvermutet die Lupe, mit der dieser die Perlen sorgfältig geprüft hatte, und zertrat das Glas fluchend unter seinen Füßen. Die Perlen wieder an sich nehmend, wollte er sich gerade mit rohem Lachen entfernen, als zwischen ihm und dem Händler eine Gestalt auftauchte, die eine unbeschreibliche Wirkung auf ihn ausübte. Das aufgedunsene Gesicht wurde aschfahl. Selbst die rote Narbe verblaßte. Sein ganzes Wesen drückte ein so tiefes Grauen aus, als sähe er einen Geist.

Vor ihm stand Feth Ali, starr, unbeweglich, die Arme vor der Brust gekreuzt, die dunklen, lodernden Augen fest auf die des Seemanns gerichtet. Ein würgender Laut stahl sich über dessen Lippen: „Suleima, Suleima" flüsterte er, dann sank er halb bewußtlos vor dem Verkaufsstande zusammen.

Als der Seemann wieder zu sich kam, war Feth Ali verschwunden. Der Fremde aber sah sich scheu nach allen Seiten um und entfernte sich dann mit hastigen Schritten, nachdem er dem Händler für die zertretene Lupe ein Geldstück zugeworfen hatte. Nach einiger Zeit betrat er aufatmend eine Hafenkneipe, wo nur Europäer verkehrten. Er hatte aber nicht bemerkt, daß an Stelle Feth Alis ihm Ibn Haukal wie ein Schatten gefolgt war und ihm auch an die Fersen geheftet blieb, als er nach zwei Stunden die Bar verließ und dem Hafen zutorkelte, wo ihn eine Gig am Bord des Fangbootes brachte, das dicht unter Land vor Anker lag.

Glutrot ging am nächsten Tage die Sonne über dem Persischen Golf auf. Auf den Booten rüsteten sich die Fischer, ihr schweres Tagewerk zu beginnen. Ueberall sah man ihre dunklen, glänzenden Körper in der kristallklaren Flut auf und nieder tauchen. Da bahnte sich rücksichtslos ein europäisches Fangboot den Weg durch die Eingeborenenflottille, deren leicht gebaute Kanus in Gefahr gerieten zu kentern. Die lauten Verwünschungen der Fischer wurden mit rohem Lachen erwidert. Niemand an Bord des großen Fahrzeuges beachtete es, daß ihm ein kleines Boot mit nur zwei Insassen im Kielwasser folgte. Unweit der Stelle, wo der Kutter vor Anker ging, begannen auch die beiden Farbigen scheinbar nach Perlen zu tauchen. Die Europäer nahmen nicht die geringste Notiz von ihnen. Nur einmal sahen sie verwundert auf, als einer der braunen Fischer mit einem gellenden Schrei ein blitzendes Messer über dem Kopf schwang und gleich darauf in die Tiefe stürzte. Soeben waren auf dem Fangboote die ersten Taucher abgelöst, und an deren Stelle andere Männer in ihrer schweren Ausrüstung hinabgelassen worden. Unter ihnen ein auffallend breitschultriger Riese. Niemand achtete darauf, wie nach einigen Minuten der Eingeborene wieder an der Oberfläche erschien, gewandt ins Boot sprang, den Ankerplatz verließ und hastig dem Lande zustrebte. Stille über dem Meere!

Gleichmäßig, schweigend arbeiteten die Leute an den Pumpen, ihren Kameraden in der Tiefe Luft zum Atmen zuzuführen. Zwei tödlich lange Stunden hindurch.

Stille! — Und doch lag ein Hauch, ein Raunen in der Luft. Nicht für Europäerohren bestimmt. Flüsternd ging es von Bord zu Bord: Tawad — tawad — Blutrache!

Fast unmerklich löste sich die einheimische Flottille auf. Ein Boot nach dem anderen verließ die Perlenbänke.

Verwundert bemerkte der Kapitän des Kutters das Verschwinden der Fischer. Besorgt musterte er den Horizont, ob etwa einer der gefürchteten heißen Sandtürme heran zog, die oft plötzlich mit elementarer Gewalt vom arabischen Festlande daher gebraust kamen. Aber nichts Auffälliges war zu sehen. Tiefblau glänzte der Himmel, tiefblau das Meer. Nur ein leichter Luftzug kräuselte das Wasser des Persischen Golfes.

Wieder war die Zeit der Ablösung gekommen. Emsig arbeitete die Mannschaft an Deck. Plötzlich ein Schrei des Entsetzens. Von drei Tauchern in der Tiefe waren nur zwei an die Oberfläche gekommen. Führungsleinen und Luftschlauch des dritten wurden leer heraufgezogen.

Abgeschnitten!

Erst nach einer halben Stunde gelang es, den Leichnam zu bergen, der durch die Strömung fortgetrieben war. Ein zweischneidiges Messer hatte den dicken Gummipanzer durchbohrt. Genau an der Stelle des Herzens. Auf dem Griff des Dolches standen die Worte „Tawad" und „Suleima" eingeritzt.

Seit dem Tage waren Feth Ali und Ibn Haukal verschwunden. Keine Nachforschung der Behörden brachte Aufklärung.

Nur im Eingeborenenviertel Manamas ging ein Raunen von Hütte zu Hütte. Väter belehrten flüsternd ihre Söhne über die Heiligkeit der Blutrache. Erzählten leuchtenden Auges vom Tode eines verhaßten europäischen Teufels, der Feth Alis Weib in Kairo heimlich an sich gelockt und als Sklavin verkauft hatte, von der man nie wieder etwas hörte.

—⊙—

Die Welt ohne Licht

Skizze von Walter Anatole Persich.

Kilometerlang hängt eine Kette bläulicher Bogenlampen unter dem fliehenden Himmel. Laut rasseln Straßenbahnen. Eilig sausen Automobile, und ohne Ende zieht der Schwarm der Spaziergänger an Teedielen und Bierstuben vorbei, in denen sich alles Volk der Erde ein Stelldichein gibt. Und inmitten dieser Stadt aus Licht und Lärm liegt, etwas versteckt und immer halb leer, das Kaffeehaus „International".

Da sitzt man, blättert in einer alten Zeitschrift, beguckt sich von innen, wie der Menschenschlag hier so treffend sagt, und nippt am Grog. Mit einem Male zaubert sich ein Ton aus fremder Welt durch die Räume — der echteste Mozart, den man je in einem kleinen Kaffeehause zu hören bekommt. „Sagt, ist es Liebe, was hier so brennt . . .?"

Der Mann auf dem kleinen Podium, der Stehgeiger des „International", hat eine unbedeutende, eine weniger als mittelmäßige Fingerfertigkeit. Aber wie er sich bald vorbeugt und mit leeren Augen auf die paar Leute starrt, spielt er sich eine Glut, eine Krankheit und einen Jubel aus dem Herzen, und man spürt: Da ist ein Mensch, wie wir es irgendwo im Vergessenen auch noch sind. Ein schüchternes, halblautes Klatschen; der Stehgeiger verbeugt sich ruckweise; ich suche seine Augen — und mir begegnet ein erloschener Blick, den zwei brandige Narben umrahmen, im Gesicht eines fast knabenhaften Vierzigers.

Nach meinem ersten Schrecken bemerke ich, daß eine Pause eintritt. Der Ober ist sofort bereit, den „Herrn Kapellmeister" einzuladen, und führt ihn an meinen Tisch, wo schon vorsorglich ein frischer Grog dampft. —

Nach einer Aufführung von „Figaros Hochzeit" im Stadttheater, zu der ich den Blinden an einem freien Abend eingeladen hatte, und als wir in einer stillen Weinstube die Eindrücke der Oper nachklingen ließen, begann ein langsames Reden, ich erfuhr endlich die Geschichte, wie ich sie nun erzähle.

„Damals war ich fünfundzwanzig", begann er, „und spielte in einem Ballhaus. Fünfundzwanzig Jahre sind leicht vom Sommer gefangen. Ich ging an einem Abend ganz gemächlich durch die Straßen und erinnerte mich plötzlich, daß mein Erspartes durch das letzte Monatsgehalt die Summe erreicht hatte, die es mir ermöglichte, ein Vierteljahr lang nicht der Harlekin für andere zu sein. Sogleich änderte ich die Richtung. Eine Viertelstunde im Schlendern durch die abendbunten Straßen führte mich zum Stadtwall. Ich fand eine beinahe leere Bank, nur ein Fräulein saß dort, las in einem Buch. Mehrere Stunden verrannen in der Stille des Dunkelwerdens, bis die Kleine neben mir ihr Buch zuklappte und erstaunt mein Dasein bemerkte. Nun, keck und lustig, wie ich war, spann ich ein Gespräch, wir waren bald so enge Freunde, daß ein Kuß beim Abschied selbstverständlich schien — und trafen uns dann jeden Abend.

Marion, eines jener Mädchen, die durch die Anmut jeder Geste entzücken, schmiedete bald mit mir Pläne. Sie wollte tanzen lernen, ich sollte spielen — so schien es ein künftiges Glück zu geben.

Wie alle Träume, nahm auch dieser ein Ende. Marion entstammte einer hanseatischen Patrizierfamilie und konnte in meinen Ferienwochen unsere Liebe verbergen. Als aber später nur einmal in der Woche ein Zusammentreffen möglich war, schrieben wir uns Briefe — und am Nachmittag eines Herbsttages suchte mich ein ernsthafter Herr auf, der sich als der Rechtsvertreter von Marions Eltern vorstellte und mir ausreichende Mittel für die Suche einer Anstellung im Ausland gegen Unterzeichnung einer Verpflichtung, Marion nicht wiederzusehen, aushändigen wollte. Höflich wies ich ihn ab und ging erschreckt am Abend ins Ballhaus — Jazz und Tango, Jazz und Tango. Plötzlich, nach Mitternacht, erschien eine Gesellschaft reicher junger Leute, und in ihrer Mitte: Marion!

Hinter dem Saal lag ein Uebungszimmer. Hier suchte Marion mich in einer Pause auf. Ich riß sie an mich. „Ich bin nur mit diesen Bekannten meiner Eltern ausgegangen," stammelte sie, „um dich noch einmal zu sehen. Man hat deine Briefe gefunden, und schon morgen fährt Mama mit mir nach Italien. Ich möchte bei dir bleiben, aber sie würden mich mit der Polizei holen. Und wenn ich fort bin, wirst du mich vergessen. Männer vergessen immer. Frauen werden dich lieben, dir Blicke zuwerfen und deine Augen bewundern, diese Augen, die es nur einmal gibt und die es nur für mich geben sollte."

Mir entging es, daß sie bei diesen Worten an ihrer Handtasche nestelte. Die Qual einer Zukunft ohne Marion machte mich fast rasend. Inzwischen muß sie das Fläschchen hervorgezogen haben — ich hörte sie unter Küssen stammeln: „Diese Augen darf keine Frau lieben, keine — Frau — sehen!"

Die Welt stand in Flammen, ich rösche und spürte ein Brennen wie von tausend glühenden Stichen. Ich schrie, schrie, griff um mich — Schwärze und wilde Schmerzen. — Nach Stunden erlangte ich im Krankenhaus das Bewußtsein: Erblindet.

Ich begriff nicht, dämmerte tagelang — — und dann will man noch am sechsten Tage um meinen Verstand befürchtet aben, denn ich schrie ununterbrochen: „Marion, die Augen! Marion, die Augen!" Sie hat damals noch einen Arzt rufen lasse nund erklärt, im Vorbeigehen aus dem Zimmer meine Schreie gehört zu haben. Man nimmt an, daß ich in leichter Betrunkenheit — wie sie bei Musikern nichts Seltenes ist — die Flasche von einem Schrank gestoßen habe."

„Und Sie haben nie Ihr Geheimnis preisgegeben?"

„Bin ich nicht glücklich, daß ich auserwählt war, eine solche Leidenschaft zu erleben?"

Heidegebet

Der Du des Aethers blaue Seide breitetst
Um Schneegebirge wie in meiner Heide,
Der Du in Wetterstürmen wuchtend schreitest,
Daß Wälder ächzen und in grauem Leide
Alleen stehen, — der Du der Frühe Pfeile
Flimmernd durchs Brauen schwerer Nebel schießt,
Der Du die Runenreihen. Zeil' um Zeile,
In Birkenrinden ritzt und der Du schließt
Des müden Tages Tor mit goldnen Siegeln,
Um Deine Sternenruhen zu entriegeln,
Der Du mich grüßt im schlichten Flügelschild
Des Käfers, der im Heidesand sich sonnt:
Ich kann es noch, wie ich's als Kind gekonnt —
Sieh, meine Hände falten sich — es flügeln
Gedanken auf und knieen um Dein Bild.

Franz Mahlke.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 34 — Samstag, 24. August — 1929

Zerrissenes Land

Einer wahren Begebenheit nacherzählt

von G. W. Branostetter.

Endlos flouten die Kolonnen durch das Dorf zurück. Bulgarische Landsleute in zerfetzten Uniformen, Oesterreicher und Ungarn. Dann klangen Schüsse das Tal herauf, Rauchwölkchen stiegen an den kahlen Berghängen hoch, Erdfontänen sprangen aus den Feldern auf, und vereinzelt, in kleinen Gruppen, kam die Nachhut, deutsche Jäger, durch Petatschinitza.

Kessiakow, der alte Bauer, stand vor seiner Hütte und sah sie ziehen. Sein Gesicht war abgestumpft durch das Leid. Drei Söhne lagen dort hinten irgendwo im Strumatal verscharrt, und nun kam der Feind und besetzte das Land, um dessentwillen sie gefallen waren.

In Scharen rückten sie an, Franzosen, Italiener und zuletzt in ihren verhaßten braunen Uniformen die Erbfeinde, die Serben. Hohnworte trafen sein Ohr, und der Alte trat in die Hütte.

Die Serben blieben im Dorfe. Sie gebärdeten sich als Herren, und Kessiakow verbot seiner Enkelin, der Eudoxie, das Verlassen des Hauses: „Du bist das letzte, das mir geblieben ist, und ich will nicht, daß sie auch dich verderben."

Ein Jahr verging, und der Friede schien in das Tal einzukehren. Langsam kamen die Männer, die auf bulgarischer Seite gekämpft hatten, nach Petatschinitza zurück. Sie bestellten die Aecker wieder, und auch der Alte trieb seine beiden Ochsen vor dem Pflug über die Weizenfelder.

Dann tauchten an einem grauen Wintertag die ersten bulgarischen Uniformen wieder auf. Ihre Träger hatten keine Waffen, und serbische Offiziere und Leute in städtischen Kleidern waren mit ihnen. Sie liefen durch die Felder im Osten des Dorfes, pflanzten hier und da bunte Stäbe in die Erde, sahen durch Ferngläser, die auf Dreigestellen ruhten, und trugen Notizen in ihre Bücher ein.

Verständnislos standen die Leute von Petatschinitza in der Nähe. Dann schwirrte von irgendwo ein Gerücht durch das Dorf: „Sie stecken die neue Grenze ab. Wir sind serbisch geworden!" Keiner wollte es glauben, und der alte Kessiakow schüttelte den Kopf: „Wofür hätte ich vor vierzig Jahren gegen die Türken gekämpft, wofür bei Pirot den Serben gegenüber gestanden, wofür wären die Jungen gefallen, wenn wir serbisch würden?"

Doch das Gerücht wurde zur Wahrheit, denn der Starost rief die Männer zusammen. Sie standen ihm gegenüber und sahen hinter ihm serbische Soldaten. Und er sagte mit rauher Stimme: „Der Friede zwischen Bulgarien und den verbündeten Mächten ist geschlossen, Petatschinitza an Serbien gefallen. Die Grenze durchschneidet das Gebiet unseres Dorfes. Sie läuft am Bach entlang, und die Felder, die drüben liegen, die des Kessiakow, des Karagiosow, des Sokolow, des Balamezow sind bulgarisch geblieben. Die serbische Regierung empfiehlt den Besitzern, ihr Land jenseits der Grenze zu verkaufen, weil ein dauernder Grenzübertritt nicht gestattet werden kann."

Die Nachricht traf den alten Kessiakow wie ein Schlag: „Serbe soll ich werden, und mein Land wollen sie mir nehmen!" Er haderte mit dem Schicksal und verschloß sich in seine Hütte, um nichts von den verhaßten neuen Herren zu sehen.

Doch der Frühling kam, und das Land rief nach dem Pflug. Kessiakow spannte seine Ochsen ein und trieb sie zur Brücke über den Bach, wo die Grenze war. Der serbische Postenführer hielt ihn an: „Du weißt doch, daß du die Grenze nicht überschreiten darfst." — „Es ist doch mein Land dort drüben!" Der andere zuckte die Achsel: „Du hast gehört, ihr sollt eure Felder in Bulgarien verkaufen. Ich kann dich nicht passieren lassen." Als der Alte nicht weichen wollte, wandte der Serbe die Ochsen: „Marsch, geh hier fort." Drüben jenseits der Grenze standen die Bulgaren und ballten die Fäuste.

Dann kam der Starost zu Kessiakow ins Haus: „Ich habe von der Regierung die Erlaubnis erhalten, ins Bulgarische hinüber zu gehen und zu versuchen, eure Aecker auf bulgarischem Gebiet zu verkaufen. Bist du für dein Teil damit einverstanden?" — „Nein. Mein Land kann mir keiner nehmen." „Aber es wird brach liegen, denn sie lassen dich nicht über die Grenze."

Schließlich willigte Kessiakow ein, weil es keinen anderen Ausweg gab.

Doch der Unterhändler kam unverrichteter Dinge zurück: „Keiner will drüben das Land kaufen, weil es zu dicht an der Grenze liegt und weil sie kein Vertrauen haben, daß sie es in Ruhe bearbeiten können." Er berichtete den serbischen Behörden: „Die Betroffenen werden verhungern, denn das Land, das sie auf serbischem Gebiet besitzen, kann sie allein nicht ernähren, und sie haben keine Mittel, um sich neue Felder zu kaufen." Seine Vorstellungen hatten Erfolg, denn die Posten ließen die Bauern über die Grenze und störten sie nicht, wenn sie die Ernte über die Brücke nach Petatschinitza brachten.

Neun Jahre lang konnte der alte Kessiakow mit Eudoxie und Iwan Balkin, den sie sich zum Manne genommen hatte, die Felder unbehindert bestellen, und er fand sich mit dem Schicksal ab.

Wieder kam die Erntezeit, und die drei zogen hinüber zur Grenze, um den Weizen zu mähen. Doch der Posten hielt sie an: „Wir haben Befehl, euch nicht mehr über die Grenze zu lassen!" — „Wir sollen nicht mehr auf unser Land? Jetzt, da wir ernten müssen! Laß uns vorbei!" Der Posten senkte das Gewehr: „Zurück! Geht ins Dorf!"

Sie wandten sich an den Staroften. Es war ein neuer, den die Serben eingesetzt hatten, und er konnte ihnen nicht helfen: „Die Regierung will keinen Grenzübertritt mehr dulden, weil sie fürchtet, Komitadschis könnten mit euch nach Serbien kommen."

Da versuchte der alte Kessiakow mit Iwan und Eudoxie den Grenzbach eine halbe Stunde von der Brücke entfernt zu durchwaten. Doch plötzlich fuhr ein Serbe vor ihm aus dem Weidengebüsch hoch und hielt ihm das aufgepflanzte Seitengewehr vor die Brust: „He, hier gibt es kein Durchschmuggeln." Sie mußten umkehren.

Die drei saßen abends in der Hütte und starrten in die Oellampe. Da sagte die Frau langsam und schwer: „Was soll aus uns werden, wenn wir nicht ernten können? Was wird aus dem Kinde, das ich erwarte, wenn wir kein Brot haben? Soll es verhungern?"

Der Alte erhob sich: „Nein! Wir gehen bei Nacht über die Grenze. Es muß uns gelingen. Schon um des Kindes willen." Die anderen sagten kein Wort. Sie zogen die Opanken aus, nahmen die Sichel in die Hand und traten barfuß auf die Straße.

Die Nacht war dunkel. Die drei kamen ungehindert über die Felder zum Bach. Sie sahen den Schatten eines Postens langsam das Ufer entlang schreiten. Auf den Boden gepreßt warteten sie, bis der Serbe zwischen den Weiden verschwand. Sein Schritt verklang.

Zwanzig Meter trennten sie vom Ufer. Sie standen auf, wollten die Strecke durchlaufen. Da bannte sie ein lautes „Halt!" auf die Stelle. Einen Augenblick zögerten sie. Dann keuchte der Alte: „Weiter, weiter, wir sind am Bach!" Zehn Schritte trugen ihn noch dem Ufer zu. Dann blitzten Schüsse aus den Weiden auf, und er fiel im Feuer.

Er lag am Uferrand und starrte in die Nacht. Mit den wachen Sinnen des Sterbenden hörte er Schritte: „Eudoxie! Iwan!" Er erhielt keine Antwort. Doch einer beugte sich über ihn: „Gut getroffen! Hier liegt der Dritte!" Er starb mit einem Fluch auf den Lippen.

In den Tagen darauf berichteten die serbischen Zeitungen, drei bulgarische Komitadschis, stete Friedensstörer, seien von der Grenzwache in der Notwehr erschossen worden.

—⊙—

Die gotische Villa

Skizze von Kurt Miethke.

Donald wandte sich plötzlich um und stieß heftig mit dem vornehmen älteren Herrn zusammen, der soeben aus dem Auto gestiegen war. Er flüsterte ein bedauerndes „Verzeihung", zog höflich den Hut, ging langsam bis zur Straßenecke, bog in die Lowerstreet ein und begann zu laufen, was das Zeug hielt. Erst in der Nähe der Bondstreet wurde sein Gang ruhiger, er stieg in einen abfahrtbereiten Autobus, ohne nach der Fahrtrichtung zu fragen, zahlte mechanisch mit einem kleinen Geldstück und fühlte bei dieser Gelegenheit nach der Brieftasche aus weichem Saffianleder, die er seit einer Viertelstunde in der Tasche trug, wobei er mit heißer Befriedigung feststellte, daß sie mit Banknoten gespickt war. Er kämpft mit dem Gelüst, den Raub heraus zu nehmen und zu zählen. Er verkniff sich jedoch als vorsichtiger Spitzbube seine Neugierde und stieg in einer ihm völlig unbekannten Gegend aus, mit dem wundervollen Gefühl, wieder einmal glatt entkommen zu sein. Er fand sich mitten in einer Villenstraße, keine lebende Seele war zu sehen, trübe und gelblich brannten ein paar Gaslaternen. Donald begann sich die Straße etwas näher anzusehen. Eingeschlossen von hübschen Gärten lagen geschmacklose Villen im Stil der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, mit lächerlichen Türmchen und Fialen. Aber der Stil kümmerte Donald nicht im mindesten, beachtenswert fand er lediglich die unerwarteten Möglichkeiten, die diese Straße als — sagen wir — Betätigungsfeld für ihn bot. Hier ließ sich unbedingt ein Fang machen. Klar wie die Sonne von Wales! Wenn auch nicht heute abend, so doch ein andermal. Donald beschloß, bis zum Ende der Straße zu gehen, um dort ihren Namen abzulesen, den er sich merken wollte. Da er jedoch zu seinem nicht geringen Erstaunen feststellte, daß die Gittertür, die zu den Vorgarten einer Villa führte, offen stand, blieb er von neuem stehen. Sofort entdeckte er noch etwas Anderes. Im Schein einer blakenden Gaslaterne erkannte er, daß ein Fenster im ersten Stock offen stand, mit drei Klimmzügen bequem zu erreichen. Donald überlegte. Nach Hause gehen? Mit dem bisherigen Gewinn zufrieden sein? Oder eine Forschungsexpedition in das Innere dieses dunklen, verlockenden Hauses unternehmen? Hatte er nicht genug? Ja richtig, die gestohlene Brieftasche! Er zog sie hervor und stellte fest, daß sie etwa achthundert Pfund Sterling enthielt. Donnerwetter, dachte er, das ist ja ein ganz großer Glückstag! Offenbar stehen die Sterne heute günstig für mich. Also hinein in das zweite Ereignis! Werfen wir noch einmal die Angel in den Strom der Abenteuer, vielleicht fischen wir wieder goldene Beute . . . .

Mit ein paar lautlosen Schritten durcheilte er den Vorgarten, lautlos erklomm er die Fassade, wobei er die gotischen Verzierungen als willkommene Stützpunkte benützte, und lautlos schwang er sich auf den Balkon, dessen offenes Fenster er von unten gesehen hatte. Er blieb einen Augenblick stehen, um zu verschnaufen. Er kam aber nicht dazu.

Aus dem Zimmer rief eine leise Stimme: „Kommst Du endlich? Komm, Donald!"

Er glaubte zu träumen. Aber gleich darauf hörte er wieder seinen Namen. Ueberwältigt von der Seltsamkeit dieses Abenteuers wußte er zuerst nicht, ob er schleunigst davonlaufen oder mit einem kühnen Schritt in das Zimmer ein-

ormgen somme, um zu ersahren, wem diese kost-
bare Frauenstimme gehört. Endlich aber siegte
die Lust am Erlebnis, er stieß das Fenster ganz
auf und betrat das vollkommen dunkle Zimmer. Sofort umschlangen ihn zwei weiche Arme
ein frischer Mund drückte einen Kuß auf seine
Lippen, zwei Hände fuhren liebkosend über
sein Haar, und die leise Stimme sagte: „Do-
nald, Donald, daß Du nun doch gekommen
bist!“ Die unsichtbaren Hände zogen ihn durch
das Zimmer, er sank sprachlos in einen Klub-
sessel und überlegte sich in grenzenloser Ver-
blüffung, was er tun sollte. Es wurde ihm je-
doch gleich klar, was zu tun war: die Rolle,
die man ihm irrtümlicherweise aufdrängte, zu
Ende spielen. Die Geschichte war ja so leicht
zu verstehen. Dieses junge Mädchen hatte den
Liebsten erwartet. Einen Burschen, der zufällig
auch Donald hieß. Deshalb hatten Tür und
Fenster offen gestanden. Donald lobte inner-
lich das Dunkle, das sein Gesicht verbarg, und
erwiderte die Küsse des Mädchens so leiden-
schaftlich, als ob er der richtige Donald wäre.
Das seltsame Erlebnis begeisterte ihn, und nach
dem langen küssereichen Schweigen erschreckte
es ihn sehr, als das Mädchen sagte: „Du mußt
nun gehen, Donald, ich fürchte, Vater wird bald
zurück kommen.“

„Auf morgen,“ erwiderte er so unhörbar wie
möglich, um seine Stimme zu verschleiern,
küßte mit aufrichtigem Bedauern zum letzten
Male den glühenden Mund und verschwand so
lautlos wie er gekommen war, an den gotischen
Verzierungen herunter kletternd, durch den
Vorgarten und die noch immer offene Tür, die
er jetzt aber schloß. Beseligt wie ein Prima-
ner nach dem ersten Stelldichein schritt er die
Straße entlang, als ihn ein dumpfes, brum-
mendes Geräusch aufhorchen ließ. Er lauschte:
Der Autobus! Das traf sich ja prachtvoll. Auf
diese Weise konnte er wenigstens zurück fahren
und sich den langen Weg zu Fuß sparen. Er
hatte entschieden Glück, tolles Glück. Erst das
Geld und nun dieses traumhafte, vom Himmel
gefallene Abenteuer! Alles gelang ihm heute,
es war ein wirklich großer Tag!

„Fahrkarte bitte!“ sagte der Schaffner. Do-
nald griff schmunzelnd, im sicheren Gefühl des
wohlhabenden Mannes, nach der stramm ge-
füllten Brieftasche — und wurde bleich, bleich
bis zur Nasenspitze. Denn — die Brieftasche
war weg. Statt der Brieftasche bekam er ein
Visitenkärtchen zu fassen, auf dem nur zwei
Worte standen: Betty Boll. Da wußte Donald
alles. Da begriff er. Bebend vor Wut verstand
er. Er war in die Hände Betty Bolls gefallen,
der gerissensten Diebin Englands. Betty hatte
die Villa sicher schon vor ihm als Beutefeld er-
koren und — als er sie in ihrer „Arbeit“ über-
raschte — sein Gesicht erkannt. Sie spielte ihm
die Liebesszene vor, um ihn schnell wieder los
zu werden, nahm ihm nebenbei die gespickte
Brieftasche und bugsierte ihm sogar ihre Visi-
tenkarte in die Brusttasche. Sie lachte sich
jetzt wohl halb tot über seine Trottelhaftigkeit.

„Fahrkarte bitte!“ wiederholte der Schaffner
höflich und bestimmt.

„Habe kein Geld“, knurrte Donald wütend.

„Dann müssen Sie laufen“, grinste der Uni-
formierte, „bitte, steigen Sie sofort aus!“

Kochend vor Wut stieg Donald aus, ballte die
Hände in den Taschen, knirschte mit den Zäh-
nen und sah haßerfüllt dem davon sausenden
Autobus nach. Dann begann er den zweistün-
digen nächtlichen Marsch.

Erst eine Woche später brachte er es fertig,
über seinen Reinfall und über seine Dummheit
wehmütig zu lächeln.

—⊡—

Das Gottesurteil

Nach einer wahren Begebenheit erzählt

von Ulrich v. Riet.

Unter den Indianern und Mischlingen ging
seit alten Zeiten eine Sage von einem gewaltig
großen Krokodil, dem Jacaré Poderoso, das
glühende Augen habe und dem man übernatür-
liche Kräfte zuschrieb. Es sollte an Stellen, wo
es sonst keine Krokodile gab, aus seichtem Was-
ser plötzlich auftauchen und ungesühntes Un-
recht vergelten, indem es die großen Sünder
packte und mit ihnen im gelben Wasser des
Amazonenstromes verschwand. Mit der Zeit
wurde das Jacaré poderoso aber zum Kinder-
schreck, denn da seit Menschengedenken kein
Krokodil mehr in der Stadt gesehen worden
war, wollten die Fischer und Bootsleute nicht
mehr an die alte Sage glauben, so abergläubisch
dieses Volk sonst auch ist.

Der Lärm der Stadt und des Hafens ver-
trieb diese Tiere. Man muß heute schon weit
in den Strom hinausfahren, um die ersten Kro-
kodile zu sehen. Da liegen sie wie Holzstücke
an den Ufern der mit Urwald bewachsenen
Flußinseln in der glühenden Sonne. Die Leute
am Hafen und die Wäscherinnen am Rio Gua-
ma, einem kleinen Nebenfluß, haben jedenfalls
keine Furcht vor Krokodilen. Auch behauptet
man, daß die Amazonaskrokodile gar keine
Menschen fressen. Es gibt nämlich so unendlich
viele Fische im großen Strom, daß sie sich von
diesen leicht ernähren können. —

Ein furchtbarer Doppelmord war geschehen;
in der ganzen Stadt herrschte die größte Auf-
regung. Die kleinen, schwarzen Zeitungsjun-
gen schrien sich die Kehlen heiser. Extrablätter
verkaufend, sprangen sie auf die fahrenden
Straßenbahnen und auf die Trittbretter der
Automobile, wo sie in sausender Fahrt, ohne
sich festzuhalten, balanzierten. Sie machten
gute Geschäfte. Jeder wollte das Grausige le-
sen;.. in allen Kaffeehäusern und Bars sprach
man nur davon.

Man hatte einen jungen Fischer und Boots-
führer namens Antonio Soares da Silva und
seine Geliebte mit durchschnittenen Kehlen tot
aufgefunden.

Zur Tat war ein deutsches Rasiermesser be-
nutzt worden, was nicht viel besagte, denn de-
ren gibt es viele in Brasilien. Der Bruder des
Ermordeten und dessen Freund, die in der
Mordnacht im gleichen Haus auf der Veranda
in ihren Hängematten geschlafen hatten, woll-
ten nichts bemerkt haben. Da beide am Tage
zuvor eine weite Ruderfahrt gemacht hatten
und müde gewesen sein mußten, konnte man
ihnen glauben. Auch lebten sie erwiesenerma-
ßen beide stets im besten Einvernehmen mit
dem Ermordeten. Trotzdem wurden sie zunächst
festgenommen. Die Volksstimme nahm sie in
Schutz, bezichtigte aber die verlassene Geliebte
des unglücklichen Antonio der Tat, die Wäsche-
rin Mirandolina Bastos d'Almeida. Diese, ein
dunkles, katzenartiges Mulattenmädchen mit
funkelnden Augen und lebhaftem Mienenspiel,
wurde sofort von der Polizei gesucht. Man
fand sie am Ufer des Rio Guama, wo sie, wie
alle Tage, für die Engländer wusch, die ihre gut
zahlende Kundschaft bildeten. Als man sie ins
Polizeigefängnis brachte, wurde sie von dem
heulenden Pöbel fast gelyncht. Nur mit Mühe
konnten die Polizisten sie mit ihren Gummi-
knüppeln schützen.

Die Verhaftete bestritt die Tat. Untersu-
chungsrichter, Polizei und Staatsanwalt gaben
sich alle Mühe, wendeten alle die oft bewährten
Methoden an, Dauerverhöre, Hunger- und
Durststur, endlich den dicken Gummischlauch,
der keine Spuren auf dem geschlagenen Körper
hinterläßt — es war alles vergeblich. Man
fand auch keine Spur. So wußten die Unter-
suchungsbehörden im voraus, daß die Wäscherin
von deren Schuld sie überzeugt waren, wegen
Mangel an Beweisen frei kommen würde. Man
läßt dort lieber einen Schuldigen laufen, ehe
man ein Urteil fällt, solange noch der geringste
Zweifel besteht. — Mirandolina behauptet, in
der Mordnacht ihre Wohnung nicht verlassen
zu haben. Ebenso wenig konnte man ihr den
Besitz des Rasiermessers nachweisen, dessen Her-
kunft dunkel blieb. Man setzte vergeblich einen
Preis von 1000 Milreis für die Entdeckung des
Täters aus. Obgleich das für die armen
Fischer und Bootsleute viel Geld ist, meldet sich
niemand. So entschloß man sich, das Haupt-
verfahren zu eröffnen, in der Hoffnung, daß
dieses eine Klärung bringen würde.

Der große Verhandlungssaal des Justiz-
palastes konnte die Menge der Neugierigen
kaum fassen. Bis auf die Straßen hinaus stand
das Volk. Es summte wie in einem Bienen-
stock; die großen Fenster des kirchenartig hohen
Raumes weit offen. Von draußen drang die
warme Tropenluft herein.

Im großen Saale zweifelte niemand an der
Schuld der Angeklagten, die sehr unsympathisch
wirkte. Obwohl der Vorsitzende freundlich zu
ihr sprach, blieb sie hartnäckig. Man brachte
nichts aus ihr heraus, als daß sie in der Mord-
nacht ihre Wohnung nicht verlassen habe und
daß sie vollkommen unschuldig sei. Der Staats-
anwalt hielt eine schwungvolle Rede, in der er
zwar selbst das Mißlingen des Indizienbeweises
zugab, doch beantragte er Verurteilung, da nach
Lage der Dinge gar kein Zweifel an der Täter-
schaft der Angeklagten bestehen könne. Es
handle sich um einen reinen Eifersuchtsmord,
das sei sonnenklar. Ihre Verstocktheit spre-
che nur gegen die Angeklagte, die gewiß kein
Mitleid verdiene. Das Gericht möge ein Exem-
pel statuieren und nicht durch einen Freispruch
ein böses Beispiel schaffen, das Nachahmer fin-
den könnte.

Der Verteidiger tat seine Pflicht, aber nicht
mehr. Er war wohl selbst nicht ganz von der
Unschuld seiner Klientin überzeugt. Zuletzt
erhielt die Angeklagte das Wort. Im Saale
wurde es ganz still. Sie sagte nur: „Ich habe
den Mord nicht begangen. Wenn ich aber doch
schuldig bin, dann soll mich bei nächster Gele-
genheit das Jacaré poderoso holen, so wahr mir
Gott gnädig sei!“ — Diese wenigen Worte
machten auf alle Anwesenden einen tiefen Ein-
druck. Das Gericht zog sich zur Beratung zu-
rück; als es wieder erschien, verkündete es den
Freispruch wegen Mangels an Beweisen.

Gleich nach der Urteilsverkündung erhob sich
ein lautes, unwilliges Stimmengemurmel im
Saale. Von der Galerie ertönten gellende
Pfiffe. Der Vorsitzende ließ den Saal räu-
men. Nur widerstrebend verlief sich das Volk.
Die Abendblätter kritisierten das Urteil scharf.
Die Opposition benutzte es zu scharfen Vor-
stößen gegen den regierenden Präsidenten,
unter dessen Luderwirtschaft alles, auch die
Justiz, verkomme.

Drei Monate später.

Mirandolina wäscht wieder, wie früher, die
Wäsche der englischen Kaufleute auf den Stei-
nen am Ufer des Rio Guamá. Etwas von ihr
entfernt kniet eine Gruppe von Waschweibern
im Wasser. Sie wollen nichts mit ihr zu tun
haben, denn in ihren Augen bleibt sie trotz des
Freispruchs die Mörderin. Die Weiber schwat-
zen und lachen bei der Arbeit. Der Fluß ist an
dieser Stelle besonders seicht.

Plötzlich taucht vor Mirandolina aus dem
gelben Wasser ein riesiges schwarzes Krokodil
auf, bringt die Wäscherin mit dem Schwanz zu
Fall, packt die Liegende um die Leibesmitte und
verschwindet mit ihr blitzschnell nach dem tiefen
Wasser, während die Weiber gellend um Hilfe
rufen.

Man kann sich denken, wie dieser Vorfall auf
die abergläubische Bevölkerung gewirkt hat!

—⊡—

Meine letzte Fahrt als Schiffsarzt

Skizze von Gerhard Benzmer.

Ich wußte es gleich, daß die drei, die in
Gimmingen zu uns in den Genua-Expreß stie-
gen, auch zur Reisegesellschaft des „Delphin“
gehörten: der würdige alte Herr mit der ein
wenig korpulenten Matrone und dem reizen-
den jungen Töchterchen, das augenscheinlich
zum ersten Male „ausgeführt“ wurde. Der
Vater konnte geradewegs vom Honoratioren-
stammtisch seines Heimatstädtchens gekommen
sein, die Mama verkörperte würdevolle Pro-
vinzialität; aber das Mädel! Es mochte sieb-
zehn oder achtzehn Lenze zählen, besaß an
Wuchs und Gestalt alles, was ein junges Ding
begehrenswert macht, und aus dem hübschen
Blondgesicht guckten die großen blauen Augen
mit soviel keckem Lebensmut und so frischer,
ehrlicher Begeisterungsfreude, daß man kein
großer Prophet zu sein brauchte, um der
Kleinen die fabelhaftesten Bord-Eroberungen
voraus zu sagen.

Am nächsten Morgen, als ich mich bei der
Einschiffung den Herrschaften vorstelle, große
Ueberraschung. „Ja, wir haben Sie doch schon
irgendwo gesehen, Herr Doktor?“ — „Gewiß,
gnädige Frau, wir saßen auf der Eisenbahn-
fahrt nach Genua im gleichen Abteil!“ — „Rich-
tig; — nein, wie doch die Uniform verändert!“
— Gutsbesitzer Pöschel aus Burgfelde bei Gim-
mingen mit Frau und Tochter Inge . . . — Im
Speisesaal Tische zu Vieren. Ich zum Ober-
steward: „Wer sitzt bei der Familie Pöschel am
Tisch?“ — „Herr Gablonzer aus Berlin.“ —
„Nichts mehr zu ändern?“ — „Bedaure.“

Ich weiß nicht, warum mir Herr Gablonzer
gleich unsympathisch ist. Ein geschniegeltes
und gebügeltes Männchen von reichlich ge-
zierten Manieren, immer sorgsam um die vor-
teilhafteste Pose bemüht. Von meinem Platz
im Speisesaal kann ich den Pöschelschen Tisch
sehen, und ich merke, wie Herr Gablonzer vom
ersten Tag an sich mit Vollkraft ins Zeug legt.
Und die blonde Inge segelt ihm, vielleicht ohne
es selbst zu merken, mit vollem Winde ent-
gegen. Beim Himmel, kann es denn anders
sein? Jung und hübsch, immer auf dem
Lande, und nun zum ersten Male in der
„großen Welt“; von allen umschwärmt, von
allen angeschmachtet, da muß man ja närrisch
werden. Inge hat keinen Blick für die zahl-
reichen Verehrer, die sich gegenseitig den
Rang ablaufen, die ihr überall nachspüren, an
Bord und bei den Landausflügen. Sie sieht
nur Herrn Gablonzer. Der läuft aufgeblasen
wie ein Truthahn herum; aber ich glaube, es
ist weniger innere Freude als vielmehr der
prahlende Stolz: „Seht ihr wohl, ich habs ge-
schafft!“

Nach kurzer Zeit ist es zur Selbstverständlich-
keit geworden, daß er jeden Landausflug mit
Pöschels zusammen macht. Er rudert mit Inge
in die Blaue Grotte, reitet mit ihr auf den
Vesuv, wandert mit ihr nach den Lavafeldern
des Aetna, klettert mit ihr auf die Akropolis.

Mondnacht im großen Ammonstempel von
Luxor. Tiefschwarze Schlagschatten dickbau-
chiger Säulen fließen über den Weg; im fahlen
ungewissen Licht scheinen die uralten, riesigen
Ramses-Statuen Leben zu bekommen. Herr
Gablonzer lustwandelt mit Inge, ich komme
„zufällig“ hin. Nie hat er mich so brennend
in das Land gewünscht, wo der Pfeffer wächst,
wie in diesem Augenblick. „Ich schlafe schon
seit Tagen so schlecht,“ lispelt er, „würden Sie
mir nicht ein Schlafmittel aus Ihrer Reise-
apotheke holen?“ — „Ich habe vormittags
Sprechstunde, aber nicht kurz vor Mitternacht,“
brumme ich. Das ist zuviel für Herrn Gablon-
zer. Der Aerger über meine Antwort und die
Wut, daß ich sein Alleinsein mit Inge gestört
habe, geben ihm den Rest. Seine gewohnte
Geschmeidigkeit verläßt ihn, er kocht über:
„Sie haben als Angestellter Ihrer Gesellschaft
einen merkwürdigen Ton den Passagieren
gegenüber . . .“ Ich mache einen Schritt auf
ihn zu und biete ihm eine Ohrfeige an. Da
duckt er sich wie ein zahmer Schakal, dem man
die Knute zeigt, und flötet mit sauersüßem Ge-
sich: „Aber, lieber Doktor, so war es doch nicht
gemeint.“ Dann wirft er mir verstohlen einen
bitterbösen Blick zu, und ich weiß: Er wird sich
rächen. Meinetwegen; das einzige, was mich
ärgert, ist, daß Inge mich vielleicht für einen
ausgemachten Grobian hält.

Mit Pöschels wird Herr Gablonzer immer
intimer. Er läßt sich gut schmecken, was ihre
Gutmütigkeit ihm vorsetzt, ist überhaupt den
ganzen Tag mit ihnen zusammen. Herrn und
Frau Pöschels Mienen werden immer wohl-
wollender, Papa Pöschel läßt manchen Korken
knallen, und Inges Schicksal scheint besiegelt.

Als eines Tages vor der Ankunft in Venedig
das Abschiedsdiner steigt, wird allgemein die
Bekanntgabe der Verlobung erwartet. Ich
bleibe in meiner Kabine, mag es nicht mit an-
sehen. Aber nichts geschieht. Das ganze Schiff
tuschelt. Der Campanile von San Marco wächst
aus den blauen Fluten der Adria, die hochge-
wölbte Kuppel von Santa Maria della Salute.
Herr Gablonzer, wo bleiben Sie? Er macht sich
jetzt rar, hat plötzlich fortwährend „etwas ande-
res“ zu tun. Und er blickt ein wenig nervös
nach der Riva degli Chiavoni hinüber, von der
sich eben die ersten Barken mit Angehörigen
und Freunden der Delphin-Reisenden lösen. Mit
einem Male gehen mir die Augen auf. Für
einen windigen Burschen hatte ich Sie ja von
Anfang an gehalten, Herr Gablonzer, aber für
solch einen Schuft doch nicht! Wirklich, Frau
Gablonzer steigt als erste ans Deck, gerührte
Wiedersehensfreude, dann verschwindet das
Ehepaar.

Es ist unglaublich, wieviel Gefühllosigkeit, ja,
selbst Schadenfreude die lieben Mitmenschen bei
einer derartigen Gelegenheit an den Tag legen.
Das ganze Schiff lacht, obgleich es zum Heulen
ist. Denn Inge liegt mit einem Weinkrampf
in ihrer Kabine, eine liebe frische Frühlings-
blume, die von einem schmutzigen Tiere zer-
treten wurde. Herr und Frau Pöschel aber sind
völlig erschlagen, vermögen noch gar nicht recht
zu glauben, was ihnen widerfuhr. Kurzer
Familienrat, Vorwürfe. Man kommt überein,
Inge soll Onkel und Tante in Norddeutschland
besuchen.

Die Post wird verteilt: Brief von der Di-
rektion der Dampfschiffahrtsgesellschaft. „Es ist
uns unangenehm, Ihnen mitteilen zu müssen,
daß seitens eines in Berlin lebenden Passagiers
des ‚Delphin‘ Beschwerde gegen Sie erhoben
worden ist. Wir lassen Sie in Venedig ablösen
und ersuchen Sie, zur Aufklärung der Angele-
genheit schnellstens hierher zu kommen.“ Danke
schön, Herr Gablonzer, war das die Rache?

Ich erzähle es Pöschels; die sind froh, daß sie
Inge für die weite Reise unter meinen Schutz
stellen können. Und am nächsten Morgen sitzen
wir beide im Zuge; das junge blonde Ding noch
mit verweinten Augen, aber um so rührender in
dem ersten großen Schmerz. Ein ganzer Tag
Eisenbahnfahrt: Ach, was kann man sich da
alles sagen! Aus der fruchtbaren Ebene werden
ragende Schneegipfel, aus Gletschern und Fir-
nen wird wieder lachendes grünes Land. Inge
schüttet mir ihr ganzes Herz aus, und ich höre
geduldig zu, meine nur so beiläufig: „Ja, haben
Sie denn gar nicht gemerkt, daß sich auch andere
Leute auf dem Schiff für Sie interessieren?“
Sie sieht mich mit ihren großen blauen Augen
an, und zum ersten Male nach der Katastrophe
huscht wieder ein Glückesschimmer über ihr
liebes Gesicht. Schließlich ist es so weit, daß ich
fragen kann: „Haben Sie es denn wirklich nicht
gemerkt, wie sehr ich Sie von Anfang an . .“
Sie meint, sie habe mich schon während der
Eisenbahnfahrt nach Genua „so gern“ gemocht;
aber Herr Gablonzer sei doch so furchtbar nett
gegen sie gewesen, und ich hätte mich gar nicht
so recht um sie gekümmert . . Kurz, alles das,
womit die Frauen immer in solchen Augenblik-
ken zwischen Lachen und Weinen unwiderste-
hlich ihre Erhabenheit über alle Logik beweisen.

und dann sagen wir uns alles das, was man
sich in Romanen bei solchen Gelegenheiten zu
versichern pflegt und was deshalb hier nicht
nochmals wiederholt zu werden braucht.

Die Dampfschiffahrtsgesellschaft hat Verständ-
nis für mein Verhalten Herrn Gablonzer gegen-
über, und da ich sonst gut angeschrieben bin, so
winkt mir sogar Versetzung auf ein größeres
Schiff. Aber das Anerbieten kommt zu spät;
Inge hat so übergenug von der Seefahrt, daß
ihre einzige Bedingung lautet: Ich muß meine
Tätigkeit als Schiffsarzt aufgeben und eine
Praxis im Lande übernehmen.

Es ist mir nicht leid geworden. Die Praxis
geht, ich schieße in jedem Frühjahr in Burg-
felde meinen Bock, und unser Jüngster, der sei-
nem Großvater aufs Haar gleicht, verspricht
dermaleinst ein tüchtiger Stammtisch-Honora-
tior zu werden. Und wenn ich noch einen
Wunsch hätte, so wäre es der: Herr Gablonzer
— abgleich ich seiner Beschwerde ja eigentlich
mein Glück verdanke — käme doch noch gele-
gentlich einmal in meine Behandlung.

—⊡—

Ohne Ballast

Erinnerung von Charlotte Niese.

Am Hafen schaukelte die „Luise“. Wir nann-
ten sie einen Ewer, Onkel Bosselmann sagte, sie
wäre ein Kutter, als Galeasse getakelt. Sie
hatte geflickte Segel und außer einem Schiffs-
jungen, eine Katze und vielleicht hunderttausend
Kakerlaken an Bord. Onkel Bosselmann sagte,
an die Kakerlaken gewöhnte man sich und seine
Katze hätte schon fünfzig Junge gehabt. Daher
sie denn auch etwas sehr Würdevolles hatte.

Wie es kam, daß wir an Bord der „Luise“
Kaffee tranken, weiß ich nicht mehr. Der Kaffee
schmeckte salzig, und die Zwiebacke dazu soll-
ten in Schweden gebaukt sein, und dort war
Onkel Bosselmann vor zehn Jahren gewesen.
Aber er war sonst ein sehr netter Mann, und
konnte wundervolle Geschichten erzählen, von
Seeräubern, von der Seeschlange, die beim
Skagerrak auftauchte, und von vielen Dingen
mehr. Peter sagte allerdings, daß er auf-
schnitte. Peter war sein Neffe und ziemlich
unausstehlich. Ein eingebildeter Bengel, der
damit prahlte, daß sein Vater Geld hätte und
Onkel Bosselmann keins.

„Das kommt daher,“ sagte er, „weil mein
Papa klug gewesen ist und sich eine reiche Frau
genommen hat. Onkel Bosselmann hat 'ne
arme genommen. Nun ist sie tot, und er hat
nichts!“

Wir kannten Herrn August Bosselmann nicht,
wußten nur, daß seine Frau zweihundert Pfund
wog. Das war ansehnlich und Peter bildete sich
etwas auf das Gewicht seiner Mutter ein, ge-
rade wie er prahlte, daß er ein großes Schaukel-
pferd hätte, einen herrlichen Baukasten und
einen Papagei, der sprechen konnte. Er war
bereit, uns seine Schätze zu zeigen, aber wir
fanden Onkel Bosselmann angenehmer, der so
schöne Geschichten wußte, und Lorenz, der
Schiffsjunge, war auch nett. Er hatte nur im-
mer sehr schwarze Hände, die wir nicht nett fan-
den, wenn er Klöße machte und sie mit den
Händen drehte. Onkel Bosselmann sagte, an so
was müßte man sich auf See gewöhnen und
wenn wir einmal mit ihm nach Kappeln reisten,
dann dürften wir nicht so eigen sein.

Es war ein windiger Frühlingstag, als ich
nach unserm kleinen Hafen ging. Dort wohnte
eine Freundin, die eine Kanarienhecke hatte,
und ich sollte mir einen Vogel aussuchen. Aber
Lene war nicht zu Haus, und wie ich am Boll-
werk entlang ging, wo einige Schiffe im Wasser
lustig auf und nieder tanzten, begegnete mir
Onkel Bosselmann, der mich freundlich grüßte.

„Geh man nach meiner Lowise an Bord. Ich
komm gleich nach. Lorenz hat Klüten mit Plum-
men gekocht und ich glaub, daß er seine Hände
gewaschen hat.“

Onkel Bosselmann hatte die richtigen See-
beine und ein lustiges Seemannsgesicht. Wenn
er einen so freundlich ansah, konnte man nicht
nein sagen, und dann stand ich schon auf der
„Luise“, die in der Frühlingssonne recht alt und
verfallen aussah.

„Die muß abgewrackt werden!“ sagte Peter,
der neben mir auftauchte.

„Wir fahren nach Kappeln!“ schrie Lorenz aus
seiner Kombüse. „Mit Ballast hin und mit
Ziegelsteinen retour.“

Er hatte große Mehlstreifen im Gesicht und
zeigte auf einige mächtige Steine, die auf dem
Bollwerk lagen.

„Die nehmen wir als Ballast und denn noch
ein Sofa und ein Bett. Da will sich jemand
verheiraten.“

Er war wieder zu seinen Klößen gegangen,
Peter aber wrackelte an den zwei geflickten
Segeln herum und dann an der Kette, mit der
die „Luise“ am Bollwerk festgemacht war. „Wir
wollen ein bischen segeln!“ sagte er. „Wir ha-
ben keinen Wind.“

„Darfst Du das?“ erkundigte ich mich, und
Peter lachte hochmütig: „Ich darf alles, was ich
will.“

Ich dachte noch darüber nach, ob es nicht an-
genehm wäre, alles tun zu dürfen, was man
wollte. Da machte die „Luise“ einen sehr merk-
würdigen Satz, neigte sich von vorn nach hinten,
ließ ihre Segel flattern und trieb mit einem
Male aus dem Hafen heraus! Der Wind fuhr
hinter ihr her, kleine Spritzer flogen uns ins
Gesicht, ich stand verdutzt, und Lorenz stürzte
mit einem Kloß in der Hand aus der Kombüse.

„Was ist hier los?“ Eine Antwort brauchte
er nicht, die „Luise“ schaukelte nach vorn, nach
hinten, nach rechts und links, und Peter machte
ein ungewöhnlich dummes Gesicht. Lorenz ließ
den Kloß fallen, stürzte an die Segel, die er fest-
zumachen versuchte, dann wandte er sich an
Peter: „Nu versaufen wir alle! Sie hat ja
keinen Ballast!“

Wir waren mitten auf der Ostsee. In der
Ferne blaute die Küste, der Wind war stärker
geworden, fuhte den Ewer in die Arme und
ließ ihn unzählige Verbeugung machen.

Peter saß auf einer kleinen Bank, wollte
lachen und wurde plötzlich sehr blaß. „Willst
Klüten mit Plummen?“ schrie Lorenz ihn an.

Da wurde Peter noch blasser und stürzte an
die Reeling. Als er wieder kam, war er ge-
faßt. „Ich will mein Testament machen!“
murmelte er. „Mein Schaukelpferd —“ weiter
kam er nicht. Er mußte wieder an die Ree-
ling.

Ich muß sagen, daß auch ich nicht gerade ein
Gefühl des Wohlbefindens hatte. Die „Luise“
schlingerte entsetzlich, man mußte sich festhalten,
um nicht weg zu rutschen, und obgleich ich mir
damals noch keine Gedanken über Ballast ge-
macht hatte, so sah ich ein, daß er etwas sehr
Notwendiges war. Peter sprach nicht mehr von
seinem Testament. Er lag auf dem Deck und
sagte, alles wäre ihm einerlei. Aber Lorenz
hatte plötzlich ein paar Flaggen in der Hand,
winkte und schrie aus Leibeskräften.

Da rauschte es heran, ein großes Dampf-
boot, das anhielt, ein Boot aussetzte und uns an
Bord beförderte. Die „Luise“ wurde mit einer
Trosse an den Dampfer befestigt und raste in
aufgeregten Sprüngen hinter uns her.

„Die hat ja keinen Ballast!“ riefen ein paar
Stimmen.

„Was ich immer gesagt hab'!“ heulte Lorenz,
der plötzlich wieder an Bord seines Schiffes
wollte. Weil er seine beste Hose in der Kom-
büse liegen hatte.

„Prügel sollst Du haben!“ hieß es. „Bist ein
Schiffsjunge und fährst ohne Ballast!“

Da sagte er nichts mehr, warf nur einen
zornigen Blick auf Peter, der sich allmählich
erholte und von seinem Papa und seiner Mama
sprach.

Ein Mann, der nach unserer Insel wollte und
sich ein Boot zum Abholen an einer bestimmten
Stelle bestellt hatte, hörte ihm zu, erfuhr seinen
Namen und erbot sich, uns mitzunehmen.

Dann schrien viele Passagiere des Dampfers
hell auf. Sie standen hinten am Schiff und be-
trachteten die „Luise“, die so lustig schaukelte,
als sie sich plötzlich aus dem Wasser hob, einen
großen Sprung machte, und dann kieloben
trieb. Ich hatte mir nicht gerade viel aus der
„Luise“ gemacht, nun empfand ich eine heftige
Rührung, die eine alte Dame veranlaßte, mir
Kuchen zu geben, den ich nicht essen konnte.

Es kam der Augenblick, wo der Dampfer uns
wieder ausbootete, und wir nach einer wenig
angenehmen Fahrt am späten Nachmittag an
demselben Hafen anlegten, an dem ich mir am
Morgen nur einen Kanarienvogel kaufen
wollte.

Da stand Onkel Bosselmann, da standen Pe-
ters Papa und Mama und da stand mein Vater,
der mich in seine Arme schloß, ohne zu be-
merken, daß ich keinen Hut mehr hatte, und daß
meine Haare wild um mich flogen. Ich ver-
suchte gefaßt zu sein, aber ich konnte nur etwas
vom Ballast murmeln, den die gute „Luise“
nicht hatte.

Onkel Bosselmann hat mir nachher einen
Kuchen gebracht, und in der Zeitung stand zu
lesen, daß das dänische Dampfschiff „Aurora“
drei Kinder von einem Schiff gerettet hätte,
das ohne Ballast auf die Reise gegangen wäre.

„So, wie es geschrieben is, is es woll nich
gewesen,“ meinte Onkel Bosselmann, dem ich
später begegnete. „Aber ich hab' meine Ver-
sicherung gekriegt, und Lorenz 'ne neue Hose.
Peter sagt, er hätte Schuld, und dann sagt er,
Du hättest auch Schuld aber ich kann mich das
nich so recht denken. Und denk' Dich mal, was
unsre Miesch is, die is denselben Morgen vom
Schiff gelaufen und hat sechs Junge in meinem
Bett gekriegt! Die is klug gewesen, die is mit
ihrem Ballast besser umgegangen, als meine